

**Zeitschrift:** Das Schweizerische Rote Kreuz  
**Herausgeber:** Schweizerisches Rotes Kreuz  
**Band:** 71 (1962)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Pech mit dem Pilatus Porter in Nepal  
**Autor:** Kipfer, Yvonne  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-547981>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# PECH MIT DEM PILATUS PORTER IN NEPAL

Ein Bericht von Yvonne Kipfer

Dhor-Patan, den 14. Februar 1962

Nun ist auch Otto Schüpbach an der Gelbsucht erkrankt und zum Liegen verdammt, was ihn um so mehr beelendet, als die Schneehaufen von der herrlich warmen Sonne und vom oft sturmartigen Westwind weggefressen werden und es einen Landwirt in allen Fingern juckt, die langsam auftauende Erde zu bearbeiten.

Der Exodus mit dem Harst der nichtarbeitenden Tibeter ging unter der Führung von Dr. Dieter Stucky ausgezeichnet vonstatten. Ernst und Heidi Zeller organisierten von Bhairava aus die Reisversorgung. Dr. Kipfer besuchte aus ärztlichen Gründen das Lager in Madrahani am Rande des Terrai; dank der uns zugeteilten Schweizer Krankenschwester Gritli Loretz konnte er das Dhor-Patan verlassen. Schwester Gritli ist uns ein guter Kamerad. Da sie schon in Jomosom gearbeitet hat, kennt und versteht sie die Tibeter und ihre Leiden. So haben Dr. Kipfer eine tüchtige Mitarbeiterin, der Haushalt eine gute Hilfe und das Team ein fröhliches Mitglied gewonnen.

In Madrahani stehen die Zelte oder improvisierten Unterstände im Dschungel, ein sauberer Fluss fliesst nahe vorbei, das Klima ist mild und sonnig, und die Tibeter sollen viel besser aussehen. Vor allem die Kinder haben zugenommen und tolen fröhlich in diesem kleinen Paradies herum, in dem auch die Pferde endlich gute Nahrung finden; damit konnten sie vor dem Verhungern gerettet werden. Dr. Kipfer blieb etliche Tage dort und impfte die Tibeter gegen Cholera, Typhus und Paratyphus. Zudem veranlasste er am Fluss ein wahres Seifenfest. Alle, vom Aeltesten bis zum Jüngsten, mussten sich im Flusswasser gründlich waschen; die tausend Stück von uns bereitgestellter Seife weichten die zähen Krusten auf, und allmählich kam die helle Haut zum Vorschein.

Die vorübergehende Ansiedlung im Süden hatte keine Schwierigkeiten mit der nepalischen Bevölkerung zur Folge. Dank dem nahen Zusammenleben lernten zudem Dr. Stucky und der Dolmetscher Pemba unsere Tibeter gut kennen, so dass wir nun das Korn von der Spreu zu scheiden vermögen; denn wir dulden hier oben im Dhor-Patan keine Bettler und Faulenzer. Das grosse Kapital an Geld und Arbeit soll, wenn immer möglich, den guten Kräften zugeführt werden. Der wichtigste Vorteil der Abwanderung nach Süden war, dass wir unterdessen hier oben endlich ein gutes Lager an Nahrungsmitteln anlegen konnten. Schon rechneten wir damit, dass wir auf Monate vorsorgen könnten, die zwei Lagerhäuser standen bereit, doch auch hier

spielte das Schicksal sein eigenes Spiel. Der eine Pilatus Porter erlitt eine Havarie beim Landen in Jomosom im Thakkhola. Ein Felsblock, den die Piloten seit langem beanstandet hatten, schlug dem Porter das Heckrad ab. Zum Glück entstand nur Sachschaden, und Pilot Jordi ist wohlauf. Aber das Flugzeug wird für längere Zeit arbeitsunfähig bleiben.

Eine Schlechtwetterperiode, ein schwerer Schneefall von 70 cm liessen eine Versorgung des Dhor-Patan nicht zu. Kontrollflüge zeigten dem Piloten, dass heftig an der Freilegung der Piste in der Nähe unseres Camps gearbeitet wurde. Eines Tages endlich war ein Landen möglich, nachdem die Piloten vorher Post abgeworfen hatten. Zwei Flüge gingen gut, wenn auch Pilot Jordi die Piste als etwas zu kurz erachtete. Unterdessen war auch Otto Schüpbach, wie ich das schon am Anfang meines Berichtes erwähnt habe, von der Gelbsucht erwischt worden und sollte anlässlich des dritten Fluges nach Kathmandu zur Pflege im dortigen Krankenhaus geflogen werden. Da holte das Schicksal zum zweiten Schlage aus: Der Porter vermochte sich nicht vom aufgeweichten Boden abzuheben, streifte einen Schneewalm, kippte ganz langsam vornüber, der Propeller wühlte sich in den Schnee und wurde verbogen: auch der zweite Silbervogel stand «ausser Gefecht». Dank der Geistesgegenwart des Piloten verlief der Unfall glimpflich; keiner der Insassen nahm Schaden. Nun schläft und glitzert der HB-FAX hier oben bei uns und wartet auf Ersatzteile und geübte Hände und ahnt nicht, was er uns damit antut. Wir sind von der Welt abgeschlossen und — was schlimmer ist — essen die Vorräte auf, die geäufnet worden waren, um die Zeit des Monsuns durchzuhalten. Otto Schüpbach muss seine Gelbsucht im Dhor-Patan auskurieren. Ein Helikopter aus Kathmandu holte Pilot Jordi ab, der Regierungsporter überflog uns am Tage nach dem Unfall, und wir konnten ihm mittels Radioanlage von Flugzeug zu Flugzeug wenigstens melden, was geschehen war. Die Frau und Kinder des Piloten, die in Zelten neben dem Flugplatz von Pokhara leben, werden ohne Zweifel lange und bange Stunden durchgemacht haben.

Unsere Piloten verdienen grossen Dank; sie leisten hier in Nepal einen schweren und gefährlichen Dienst. Auf ihren Flugstrecken in die Hochtäler von Jomosom und Dhor-Patan überfliegen sie ununterbrochen hohe Gebirgskämme, enge, tiefe Schluchten. Eine Notlandung wäre äusserst riskiert. Und trotz Gefährdung setzen sich die Piloten unermüdet ein, obwohl auch sie noch manch eine zusätzliche Schwierigkeit zu überwinden haben: mangel-

haften Benzinanschub, zeitraubendes Einholen von Bewilligungen und anderes mehr. Sie leisten ihr Aeusserstes und müssen zum Teil unter den allereinfachsten Verhältnissen leben. Wir finden das weder von ihnen noch von ihren Frauen selbstverständlich und achten ihren Einsatz hoch. Sind sie nicht unsere Lebensader, ohne die wir hier nicht durchhalten könnten?

Der Gedanke, das angefangene Werk aufgeben zu müssen, liegt angesichts aller Schwierigkeiten ständig und drohend über uns. Aber wir arbeiten weiter. Walter Wegmüller und Hugo Rosenberg leben die ganze Woche über im oberen Teil des Tals und stellen mit einer grossen Gruppe von Tibetern alle Holzteile für die Dächer der künftigen Häuser her. Ernst Zeller hat vor seiner Rückreise in die Schweiz das Land abgesteckt und bestimmt, wo die Dörfer gebaut und welche Gebiete zu Weid-, welche zu Ackerland benützt werden sollen. Grosse Flächen Landes sind bereits gerodet und zum Teil bearbeitet und stehen bereit, Kartoffeln oder Getreidesamen aufzunehmen. Mehr und mehr Tibeter sind auf die ihnen zuvor fremden Werkzeuge eingespielt und nach wie vor willig und lernbegierig. Wieviel wäre noch zu lehren! Nähen, Stricken, Lesen, Schreiben, Rechnen, Körperpflege, Gartenbau, Tierzucht, Ackerbau, Heuen, das Anlegen von Silos, die Pflege der traurig vernachlässigten Wälder . . . Ueber dieser wunderbaren Aufgabe steht die Frage: Werden uns die dazu nötigen sehr grossen Mittel zur Verfügung gestellt?

Wir sind uns bewusst, dass unser Aufbauwerk hier im Dhor-Patan einen winzigen Teil des Weltgeschehens darstellt, dass in Laos, im Kongo, in unzähligen andern Gebieten die Not das grause Antlitz erhebt. Doch gerade das überall am Werke stehende Zerstörerische lässt den Wunsch, Aufbauendes zu leisten, in uns übermächtig werden. Wir verlangen für unsere Schützlinge keinen Luxus; ein bescheidenes, gesundes Leben sollte ihnen indessen ermöglicht werden. Nepal, unser Gastland, gab den Boden. Und der Westen? Wird er bereit sein, auch für unser Werk die nötigen Mittel von seinem Reichtum und Luxus abzugeben?

Am 4. Februar feierten die Tibeter ihr Neujahr. Ihre Monate, die nach Tieren benannt werden, gehen nach dem Mond. Alle vier Jahre schalten sie einen dreizehnten Monat ein, wie wir es mit dem Schalttag tun. Jedes Jahr erhält einen Tiernamen, der sich in bestimmten Jahresabständen wiederholt. So gibt man uns zum Beispiel in folgender Weise das Alter an: Ich habe zwei Tiger, einen Hund und eine Kuh erlebt. Am Neujahrstag besuchten uns alle Lamas und Stammesführer unserer Gemeinde, brachten uns ein frischgeschlachtetes Schaf und schenkten jedem von uns eine Kada, das lose gewobene weisse Baumwoll-Halstuch, das sie als Ehrung einem um den Hals legen. Wir boten ihnen Tee und Biskuits an und tauschten gute Wünsche aus. Die Tibeter kennen keinen regelmässigen Sonn-

tag, dafür feiern sie die verschiedenen hohen Feste gleich einige Tage lang. Tag und Nacht tönen die Hörner, rufen hohl und fremdartig die grossen Meermuscheln, dröhnt die Trommel und klingen die hohen, schneidenden Zimbeln.

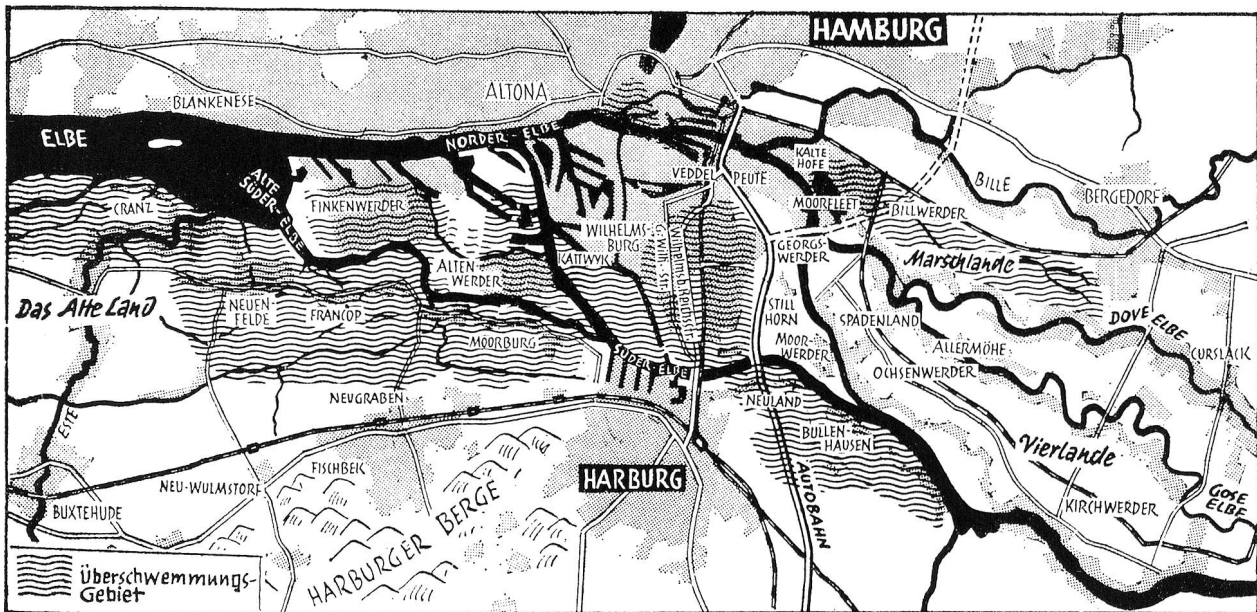
Wir wurden alle von den Lamas zum Mittagessen eingeladen und packten auf ihren Wunsch unsere Teller, Tassen und Bestecke ein, um sie mitzunehmen; um die gewünschte Zeit holte uns ein Abgesandter ab. Es war ein strahlend warmer Tag, und auf dem Wege längs den apert Hängen entdeckten wir die ersten winzigen, zartblauen Enziane. Ueberall duftete es wunderbar nach sonnendurchglühten Tannadeln.

Die Lamas hatten zwei ihrer grossen Zelte zusammengestellt. Im einen Teil war mit viel Liebe und Sorgfalt unser Tisch gedeckt, bunte Tücher bekleideten Wände, improvisierte Bänke und den Tisch. Im andern Zelt hatten behutsame Hände die Gömpa eingerichtet. Links und rechts sassen die Lamas der Würde nach am Boden, nur der oberste Lama thronte etwas erhöht auf einem mit bunten Tüchern überdeckten Hocker. Vor ihm und einigen andern Lamas lagen, auf Kisten, die Gebetbücher. Es störte sie nicht, dass auf der einen Kiste «Dromatic», auf einer andern «Knorr» geschrieben stand. Ihre früheren Lesetischchen, die oft von grosser Schönheit waren, hatten sie auf die beschwerliche Flucht nicht mitnehmen können. Auch der Altar am Kopfende des Zeltes war mit einfachsten Mitteln aufgebaut worden; die Bretterresten auf Tannenpfosten trugen indessen die schöne Last seidener Decken, silberner Reisschalen und Schalen aus feinstem Porzellan, ferner Vasen mit leuchtenden Pfauenfedern, dann Oellämpchen und kunstvoll modellierte Götterfiguren aus Butter. Wunder schöne, auf Seide gemalte Götterallegorien hingen an den Wänden. Die Sonne glitzerte in diese Pracht, und der Wind liess die bunten Gebetsfahnen, die auf hohen Stangen vor dem Zelt aufgehängt sind, knattern und flattern. Wir wurden mit ruhiger Würde begrüsst und durften uns alles anschauen. Dann bat man uns zu Tisch, und während wir ausgezeichnete, scharfgewürzte Fleischkräpfen, die sie Mau-Mau nennen, köstliche Omeletten und eine Art Strübli verzehrten, saure Bonbons lutschten und den gesalzenen und mit ranziger Butter gewürzten sowie den später servierten gewöhnlichen Tee tranken, beteten die Lamas, musizierten sie und liessen ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten. Hie und da füllte jemand ihre Teeschalen nach, schöne, hölzerne, mit Silber verzierte Gefässe. Während des Essens konnte ich die Lamas in aller Ruhe betrachten; sie liessen sich in ihrer konzentrierten Andacht durch uns nicht stören. Alte, gezeichnete Gesichter, junge, aufblühende, vergeistigte, fröhliche, verinnerlichte, alles war da. Gerührt ruhte mein Blick auf einer Inkarnation, einem ungefähr zwölf- bis vierzehnjährigen Knaben, der mit angeborener Würde die lange Zeremonie auf seinem Ehrenplatz machte. Ein Lama, Tsultrim Nima, der uns durch

seine Art freundschaftlich nahe steht, hiess uns im Namen aller herzlich willkommen, dankte für unser Erscheinen und nahm unsern Dank entgegen. Alle standen auf und schauten uns noch lange winkend nach. Wir hatten eine schlichte, edle Gastfreundschaft erlebt und waren davon tief beein-

druckt. Das Unvermögen, direkt miteinander sprechen zu können, erzeugt bei diesen Menschen kein peinliches Gefühl. Wir wünschen, arbeiten und beten für dasselbe Ziel, und die aus gleichem Bestreben erwachsende Harmonie bedarf des äusseren Gespräches nicht.

## STURMFLUT ÜBER HAMBURG



Eine furchtbare Unwetterkatastrophe suchte in der Nacht vom 16. auf den 17. Februar Norddeutschland heim. Ein Orkantief aus dem südlichen Eismeer hatte in der Nordsee, vor allem in der Deutschen Bucht, eine mächtige Sturmflut aufgewühlt und sie über die niedersächsischen Marschen, die Elbeufer und die Westküste von Schleswig-Holstein gepeitscht.

In Hamburg sah und hörte man den Orkan heranstürmen, blauschwarz und durch alle Himmel gellend. Doch bangte man vor allem um die Küste, die Deiche, die Halligen, die Feuerschiffe, um die Lotsen auf den Stationen. In der Stadt bezog man sich selbst nicht in die Gefahr ein; man fühlte sich geschützt.

Doch gerade in den Gebieten, um die die Hamburger hangten, in den Gebieten von Borkum bis Sylt, von der Ems bis an die Eider, hatten die Deichgrafen und Marschenbauämter seit mehr als fünfzehn Jahren die heilige Unruhe wachgehalten, die Seedeiche verstärkt, erhöht und ihnen moderne Auffangböschungen gegeben. Und so konnten sie, als die Sturmflut heranrollte, das Aergste abwenden. Der Orkan aber drückte die ungeheure schwarze Flut durch den Trichter der Elbemündung in die Elbe bei Hamburg hinein und überfiel

jäh und unbarmherzig die Ahnungslosen, die Nichtbereiten.

Wohl hatte das Deutsche Rote Kreuz Hamburg bereits am Nachmittag vor der Katastrophennacht, also am 16. Februar, alle telefonisch erreichbaren aktiven Helfer und Helferinnen aufgefordert, sich zum Einsatz bereit zu halten, wohl waren auch das Technische Hilfswerk und der zivile Bevölkerungsschutz in Alarmbereitschaft gesetzt worden, doch hatte man diese Vorsichtsmassnahmen hinsichtlich der Küstengebiete getroffen; an Hamburg selbst dachte man dabei nicht, ja, der dann wenige Stunden später am schwersten betroffene Stadtteil Wilhelmsburg wurde seit Generationen nicht mehr als wassergefährdet betrachtet. In den ersten Morgenstunden hatte indessen dort die Gewalt der Flut die Deiche an unzähligen Stellen durchbrochen.

Das Wasser kam über die Wilhelmsburger wie eine Sintflut. Freitagabend hatten sie sich trotz dem heulenden Sturm zur Ruhe gelegt, sie wurden im Schlaf von der Flutwelle überrascht. Aber nicht nur die Wilhelmsburger, alle Stadtteile zwischen Cuxhavener Strasse und Nordelbe waren plötzlich abgeschnitten, die Stadtteile Moorburg, Altenwerder, Finkenwerder, Francop und Neuenfelde waren zu Inseln geworden. Doch weitaus am stärksten betrof-